

Geschichte

Ein Literaturbericht

Nach manchen unwissenschaftlichen Versuchen vor 1945, denen in den Nachkriegsjahren ähnliche Bemühungen folgten, nämlich das Geschichtsbild nach neuen Gesichtspunkten umzuformen, hat sich der Wille zu echter wissenschaftlicher Forschung und Darstellung wieder durchgesetzt. Der Anschluß an die internationale Forschung mußte ebenfalls wieder gefunden werden. Wir können eine große Zahl von Gesamtdarstellungen und Einzeluntersuchungen begrüßen, von denen einige genannt sein sollen.

Zunächst ist das Gebhardtsche Handbuch der deutschen Geschichte in neuer, achter vollständig neubearbeiteter Auflage erschienen (*Gebhardt, Bruno*: Handbuch der deutschen Geschichte, herausgegeben von Herbert Grundmann Band I [735 S.] Stuttgart 1954, Union Dt. Verlagsgesellschaft, Ln. DM 34,—; Band II [672 S.] Stuttgart 1955, ebd. Ln. DM 34,—). Anders als früher, wo es nur einen kurzen Text und die strittigen Fragen im Für und Wider als Anmerkung erörterte, gibt es jetzt eine genaue Darstellung mit der durchweg sehr ausgewogenen Stellungnahme des jeweiligen Verfassers. Im allgemeinen hat der Wille nach objektiver Zusammenschau der Forschung sein Ziel erreicht. Doch wird man, wie uns scheint, etwa den Abschnitt über das Zeitalter der Glaubenskämpfe von Ernst Walter Zeeden für geglückter halten als die Darlegungen von Walther Peter Fuchs über das Zeitalter der Reformation. — Im Neudruck wird die dritte Auflage von *Robert Holtzmann*: Geschichte der sächsischen Kaiserzeit (900—1024) vorgelegt mit 40 Bildseiten, Stammtafel und Karte. (575 S.) München 1955, Georg D. W. Callwey, Ln. DM 19,50. Es ist die in Deutschland klassische Zusammenfassung dieser Epoche.

Die moderne Geschichtsschreibung ist, wie man weiß, in Unsicherheit über ihre letzten Grundlagen. Das verrät auch der Versuch *Hellmuth Rößlers*: Größe und Tragik des christlichen Europa (Europäische Gestalten und Kräfte der deutschen Geschichte 1400—1950. [796 S.] Frankfurt 1955, Diesterweg, Ln. DM 28,—), die europäische Geschichte seit dem Spätmittelalter bis zur Gegenwart aus den schöpferischen Persönlichkeiten zu entwickeln. Eine oder meist zwei Persönlichkeiten bzw. Gruppen dienen ihm, um daran den schöpferischen Fortgang der Geschichte, meist in dialektischer Auseinandersetzung zu entfalten. Da Menschen die Geschichte machen und Rößler vom Geistigen ausgeht, scheint der Versuch reizvoll zu sein und den reinen Positivismus zu überwinden. Läßt man jedoch die Durchführung des Planes auf sich wirken, erkennt man die Schwierigkeit, auf diese Weise eine tiefere Anschauung zu gewinnen und zu vermitteln. Wer, wie Rößler, bei dieser Darstellung das gesamte geschichtliche Geschehen erzählen will, kommt oft zu Willkürlichkeiten, da die Einreihung der Ereignisse weniger auf Grund der sachlichen Beziehung als der Assoziation des Verfassers vorgenommen wird. Wesentlicher ist, daß eine solche Methode verlangt, sich in eine Menge außerordentlicher Persönlichkeiten einzuleben; dabei ist man natürlich stets in Gefahr, gewisse Ereignisse und Ereignisreihen inneren Motiven, Ideen und Ideologien (Wilson) der handelnden Personen zuzuschreiben; man drängt die objektiven Gegebenheiten und Gesetzmäßigkeiten zurück und zieht mit fliegender Feder die großen Linien, schreibt aber keine Geschichte. Zu- und Abneigung können immer wieder den Blick trüben. So kann diese Vergeistigung der Geschichte zu einer Verzeichnung führen. Wenn man auch die weitausgebreiteten Kenntnisse des Verfassers, die Aufgeschlossenheit für Religion und Politik, Philosophie, Kunst und Musik, ständische Kraft und soziales Empfinden vielfach anzustauen Gelegenheit hat, so werden andererseits auch seine Begrenzungen spürbar. Daß in vielen Einzelheiten Schiefheiten und Irrtümer unterlaufen, hängt vielleicht von der Eile der Arbeit ab oder von dem Sturm der Begeisterung, der sie schreiben ließ. Er wird nicht gerecht, erneuert sogar längst zurückgewiesene Jesuitenfabeln, wie von dem „Jesuitenzögling“, der Wilhelm von Oranien ermordete, dem „Jesuiten Ravaillac“, dem Mörder Heinrichs IV., dem politischen Handeln Lamormainis wie der politischen Tätigkeit der Jesuiten überhaupt, der Aufhebung des Ordens usw. Jesuitische Seelenknechtung und fürstlicher Seelenverkauf werden zusammen genannt (365). Bei den gut

ausgewählten Bildbeilagen sieht man natürlich darauf, daß das getreueste Bild gewählt wird. Bei Ignatius von Loyola dagegen hat man das Bild von Lucas Vortferman gegeben, obwohl authentischere Kunstwerke vorliegen. Die bei Vortferman in das Antlitz hineingemalten Züge von Verbissenheit, Hinterlist und Gewalttätigkeit, können sich auf keine geschichtlichen Zeugnisse berufen. R. ist als Lutheraner der Überzeugung, daß Luther, der das innere Gottesreich der Liebe predigte, zwischen der Dynamik Calvins und Roms stehe. Im Grund hat R. eine dualistische philosophische Anschauung, die darum auch so gerne die Geschichte antithetisch zu bezwingen sucht. Die durch die Lehre von der Analogie vermiedenen Gefahren von Monismus und Dualismus kann er darum nicht meiden und hat auch kein Feingefühl für die Unterscheidung echter oder unechter Ausgleiche. Dies könnte vielfach belegt werden. So anerkennenswert also auch der Versuch ist, Geschichte und Geistesgeschichte zu einen, so bedeutet doch die Durchführung durch R. einen Rückschritt sowohl in der Erkenntnis der Tatsachen wie in ihrer Würdigung. Dennoch wird das Buch etwa dem urteilsfähigen Historiker manche Anregung zu blutvoller Darstellung und Belebung des Unterrichts geben. Es ist trotz unserer Einwendung ein Beweis für die erstrebte Verinnerlichung der Geschichtsauffassung der Gegenwart.

Geschichte als Werk von Personen zu betrachten, scheint auch die Aufgabe einer Papstgeschichte zu sein. Doch hat gerade hier die Person hinter das Amt zurückzutreten, wird hier der Mensch mehr durch den Inhalt des Amtes geformt, als daß er die Ausdehnung des Amtes bestimmte. Da die Papstgeschichte zwar gelegentlich in alle übrigen Gebiete des Lebens übergreifen muß, grundsätzlich aber in ihrem kirchlichen Mittelpunkt verharret, bleibt die Gefahr willkürlicher Anknüpfungen gering. Anschaulich werden diese Grundsätze in der in neuer Auflage erscheinenden Papstgeschichte von *Franz Xaver Seppelt* (Geschichte der Päpste, I. Band. Von den Anfängen bis zum Ausgang des 6. Jahrhunderts. [318 S.]; II. Band. Von Gregor dem Großen bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts. [455 S.] München 1954/55, Kösel Verlag, Ln. DM 25,— bzw. Ln. DM 31,—). Das in einer gefälligen, innerlich bewegten Sprache verfaßte Buch zeichnet sich inhaltlich dadurch aus, daß es auf Grund der Quellen und jüngsten Forschungen ein Bild des jeweiligen Nachfolgers des heiligen Petrus, seines Wirkens und der Lage der Kirche entwirft. Der Schwerpunkt des ersten Bandes liegt begreiflicherweise bei der Darstellung des allmählichen Bewußtwerdens der Primatstellung des Bischofs von Rom, der des zweiten bei der Bildung der mittelalterlichen Kirche. Schwierige Fragen werden mit vorbildlicher Sorgfalt und Abgeklärtheit der Lösung nahegeführt (z. B. die Honoriusfrage, die Kaiserkrönung Karl des Großen usw.). Obwohl der Verfasser in keiner Weise wie etwa Rößler die Persönlichkeit in den Vordergrund rücken möchte, beweist gerade seine Darstellung, wie die Persönlichkeiten es waren, die die Zeitalter prägten und wie richtig an sich der von R. gefaßte Gedanke ist. — Die Persönlichkeiten der einzelnen Päpste charakterisiert kurz, gerecht, mitunter etwas zu wenig umsichtig *Hans Kühner* in einem bequemen Handbuch und umreißt ihre Tätigkeit, besonders auch auf kulturell-künstlerischem Gebiet (Lexikon der Päpste. Von Petrus bis Pius XII. [303 S.] Zürich 1956, W. Claassen Verlag, Ln. DM 14,80). — „Persönliche Geschichtsschreibung“ ist auch der Versuch des Altmeisters der spanischen Historiker, die Volkspersönlichkeit des Spaniers zu erfassen (*Menéndez Pidal, Ramon*: Die Spanier in der Geschichte. Mit einem Vorwort von Hermann J. Hüffer. [183 S.] München 1955, H. Reim, Ln. DM 9,80). Er meint, der Grundzug des Spaniers sei die Mäßigung, muß aber seine Untersuchung mit einem Kapitel „Die beiden Spanien“ schließen. Es wird nicht recht verständlich, wie „jede Eigenschaft doppelgesichtig ist“. Denn wenn auch Anspruchslosigkeit, Brüdergesinnung, Traditionalismus Eigenschaften des Spaniers sind, so sind doch ebensosehr Maßlosigkeit, Parteilidenschaft, Neuerungs sucht um jeden Preis in seiner Geschichte wirksam geworden. Auf eine Wurzel läßt sich das Erscheinungsbild des Spaniers nicht zurückführen. Dennoch sind die Ausführungen des weniger aus Natur denn aus Erfahrung maßvollen Verfassers zur Erkenntnis der spanischen Nation und als Spiegel seines Ichs mit seinen Gefahren und Hoffnungen kaum zu übertreffen.

Es ist klar, daß die Gegenwart auch nach inneren Maßstäben sucht, nach denen die Ereignisse zu bewerten sind. So ist es z. B. das besondere Anliegen von sechs Aufsätzen des angesehenen Marburger Historikers Ludwig Dehio, die Wurzel der deutschen Weltpolitik seit Bismarck bloßzulegen. Es ist die ungehindigte Lebenskraft, die sich unter den Mächten als Macht fühlt, innere Kräftigung und ein ihr entsprechendes Kraftfeld sucht und darum die Welt in die Schranken fordert. Er zeigt dies an den Auffassungen der führenden Historiker der letzten Jahrzehnte, zeigt auch, wie dieser Machtindividualismus heute wieder aufgestanden ist und eine neue Gefahr heraufbeschwört. Zweifellos handelt es sich in der politischen Geschichte immer um Mächte, die dem Gesetz der Macht unterliegen. Doch ist die Erkenntnis der wirklichen Entwicklung zu ergänzen durch andere Kategorien, die über die Machtsphäre herausführen. (Deutschland und die Weltpolitik im 20. Jahrhundert. [155 S.] München 1955, R. Oldenbourg, Ln. DM 8,50).

Auch auf einer Reihe von Tagungen, deren Vorträge gedruckt vorliegen (z. B. Christentum und Kirche. Vorträge der Tagung in Bochum vom 5.—8. Oktober 1954, hrsg. vom Vorstand des Landesverbandes Nordrhein-westfälischer Geschichtslehrer. [108 S.] Düsseldorf 1955, Schwann, kart. DM 4,80. — Gibt es ein deutsches Geschichtsbild? Konferenz der Ranke-Gesellschaft. [140 S.] Frankfurt 1955, M. Diesterweg, kart. DM 4,80), beschäftigen sich die Historiker mit der Klärung von Grundfragen ihrer Wissenschaft. Die Vielfalt der Anschauungen wirkt entmutigend. Immerhin ist es bedeutsam, daß man am Christentum nicht mehr vorbeigeht. Allerdings ist es auch nicht richtig, Geschichte überhaupt erst nach der Offenbarung durch Christus als möglich zu halten. Geschichte ist mit der Freiheit der Menschen gegeben, auch wenn tatsächlich erst nach Christus ein stärkeres Geschichtsbewußtsein vorhanden ist und das Christentum wesentlich zur Gesamtwirklichkeit gehört. Spürbar wird in diesen Vorträgen trotz versöhnlicher Geisteshaltung die Spaltung der Konfessionen, wodurch der Blick der Forscher von vornherein leicht getrübt werden kann. Es ist merkwürdig, daß man in beiden Berichten nicht von dem Geistesgut der vorgeschichtlichen Menschen spricht, das durch die Forschungen auf diesem Gebiet hinreichend bezeugt ist. Ebenso wäre mit der Uroffenbarung als geschichtsmäßiger Größe zu rechnen. Die Auseinandersetzungen der Gelehrten lassen hoffen, daß sowohl die Forschung wie das der Jugend vermittelte Geschichtsbild von dieser Besinnung befruchtet werden.

Neben den theoretischen Ergänzungen geht die geschichtliche Forschung und Darstellung in alter Sorgfalt weiter. Das zeigt z. B. die neue Geschichte des napoleonischen Zeitalters (*Andreas Willy: Das Zeitalter Napoleons und die Erhebung der Völker.* [684 S.] Heidelberg 1955, Quelle und Meyer, Ln. DM 32,—). In abgeklärter Sprache, deren Gelassenheit in merkwürdigem Widerspruch zu den Stürmen steht, die in dieser Zeit die Welt durchbrausen, wird das politische, geistige und wirtschaftliche Leben der Zeit zusammengefaßt. Andreas bemüht sich um der Gerechtigkeit willen, alle Farbtöne richtig zu treffen, und so entsteht eigentlich ein farbloses Gemälde, dessen Konturen verschwimmen und das nur selten den bewegten Atem der Wirklichkeit hat. Nur in einigen Personenbildern, z. B. Scharnhorsts, spürt man die Ergriffenheit des Verfassers. Er steht noch in der Gefolgschaft einer gemäßigt preußischen Geschichtsschreibung und erhellt die Zeit nicht durch neue Durchblicke. Wenn er auch die Forschungen von Srbiks über Metternich nutzt, wird er dessen, freilich rückwärtsgewandten, Größe nicht gerecht. Man kann wohl nicht sagen, daß der junge W. von Humboldt dem Staat nur eine Art Nachtwächterrolle (502) zugeschrieben habe. Es ist auch unrichtig, daß sich der Jesuitenorden bei seiner Aufhebung in einer Periode des Niedergangs befand (44) oder daß er nach seiner Erneuerung 1814 neben der Polizei zum Hauptwerkzeug der Reaktion wurde (606). Im letzten Kapitel „Geistige und seelische Wandlungen im Zeitalter Napoleons“ wird die katholische Kirche nicht einmal genannt. Als zusammenfassendes Werk der bisherigen Forschung wird das Buch seine Bedeutung behalten.

Eine liebenswürdige Plauderei über die Kunstdenkmäler, die geschichtlichen Erinnerungen, die überlieferten Gebräuche Münsters, in dichterisch schöner Sprache gibt *Josef Ber-*

genthal (Münster 1955, Regensburg, Ln. DM 4,80). — Nachträglich sei auf die Erinnerungsgabe an den Abschluß des Westfälischen Friedens hingewiesen, in der neben Untersuchungen der Formfrage, der kirchlichen Fragen usw. und einer vorzüglichen Bibliographie vor allem die Würdigung des Friedens aus der Feder K. von Raumers wichtig ist, der das Soll und Haben darlegt und den Mut hat, den Krieg in seinen letzten Tiefen als eine Auseinandersetzung „um eine metaphysische Frage“ zu bezeichnen, die eigentlich noch bis heute unsere Geschichte bestimmt (*Hövel, Ernst: Pax optima rerum. Beiträge zur Geschichte des Westfälischen Friedens 1648.* [292 S.] Münster 1948, Regensburg, gebunden DM 14,50). — Der sprachmächtige *Benno Hubensteiner* entwirft nicht nur ein Lebensbild des kernigen Fürstbischofs von Freising, Johann Franz (1649—1727), der ein Fürst, Politiker, Bauherr, Mäzen aller Künste, Förderer der Wissenschaft, Hirte seines Sprengels, Vater der Armen, frommer Beter war. Es entsteht auch ein Bild der barocken geistlichen Hauptstadt des Fürstentums und der Diözese, ein Bild der wirtschaftlichen, politischen, kulturellen, religiösen Lage des Landes, ein Bild der zeitgenössischen Geistlichkeit, des Domkapitels, des Welt- und des Ordensklerus. Was in Freising war, kann füglich auch für die anderen bayerischen Sprengel, sogar weit darüber hinaus gelten. Daß dies alles so überaus anschaulich und kraftvoll wirkt, hat darin seine Ursache, daß das Buch ganz aus den Quellen geschrieben wurde, von einem Gelehrten, der sie zu lesen weiß. Viele Fehlurteile über den Ausgang der Barockzeit, den Übergang zum Rokoko, die Überfremdung durch die Aufklärung können auf Grund dieses Buches richtiggestellt werden. Die geistliche Stadt. (Welt und Leben des Johann Franz Eckher von Kapfing und Liechteneck, Fürstbischof von Freising. [291 S.] München 1955, R. Pflaum, Ln. DM 19,50). — Sachlich klar und zuverlässig gibt ein zum Jubiläum der Stadt Augsburg erschienen Buch die Geschichte von der Urzeit bis zur Gegenwart: die geologischen Grundlagen, die ersten Siedler, das römische und germanische Augsburg und die weitere politische, kirchliche, soziale, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung. Das menschliche innere Leben bleibt außerhalb der Betrachtung. (*Zorn, Wolfgang: Augsburg. Geschichte einer Stadt.* [292 S.] München 1955, H. Rinn, Ln. DM 15,80.) — Ort und Verlauf der großen Hunnenschlacht auf dem „Lechfelde“ waren bisher nicht genau gesichert. *Barthel Eberl* klärt die Fragen: die Schlacht hatte zwei Abschnitte. Zuerst überfielen die Hunnen die kaiserlichen Marschkolonnen westlich von Augsburg und wurden geschlagen. An den zwei folgenden Tagen wurde das Hunnenheer etwas südöstlich der Stadt völlig aufgerieben. Der Ort ist das seit der Frühzeit bekannte, als Gerichts-, Fest- und Heeresversammlungsstätte berühmte Gunzenlé auf dem östlichen Ufer des Lechs; jetzt ist es durch Erosion zerstört und liegt im Angelände. (Die Ungarnschlacht auf dem Lechfeld [Gunzenlé] im Jahre 955. [173 S.] Augsburg 1955, Die Brigg, Ln. DM 14,40). — *Guby, Heuwieser, Mayer-Pfannholz* und *Oswald* sind die Verfasser gediegener Aufsätze über die heute meist aufgehobenen Klöster Niedernburg, St. Nikola, St. Salvator in Passau, Niederaltaich, Rinchnach, Osterhofen, Schlägl, Engelszell, Wilhering an der Donau, Vornbach, Suben, Reichersberg, Ranshofen, Raitenhaslach am Inn, Aldersbach, Fürstenzell, St. Salvator, Asbach zwischen Inn und Donau. Was hat nicht alles die Säkularisation vernichtet! Und doch sind noch die Reste Sehenswürdigkeiten ersten Ranges. (*Oswald, Josef: Alte Klöster in Passau und Umgebung. Geschichtliche und kunstgeschichtliche Aufsätze.* 2. Aufl. [315 S.] Passau 1954, Passavia, Ln. DM 18,—.) — In Verwertung wohl aller Quellen schreibt *Opladen, Peter: Groß St. Martin* (Geschichte der stadtkölnischen Abtei. [272 S.] Düsseldorf 1954, Schwann, kart. DM 15,—), die Geschichte des Schotten- und Benediktinerklosters St. Martin, seines geistlichen, geistigen, wirtschaftlichen Lebens und seiner Bedeutung für die Kunstgeschichte. Dieselbe Darstellung erfährt auch die dem Kloster zugeordnete Pfarrei St. Brigida. Im Anhang wird die Geschichte der Pfarrei Groß St. Martin (1862—1954) berichtet. An dem Beispiel für das katholische Leben mit seinen Höhepunkten und Schwierigkeiten kann der Leser aus der außerordentlich sorgfältigen, mit innerem Miterleben geschriebenen Arbeit viel für die Verhältnisse im ganzen Kölner Raum und am Niederrhein lernen. — Über den Titel hinaus

behandelt die gründliche Studie von *August Franzen*: Die Kelchbewegung am Niederrhein im 16. Jahrhundert (Ein Beitrag zum Problem der Konfessionsbildung im Reformationszeitalter. [82 S.] Münster 1955, Aschendorff, kart. DM 4,50) die Frage nach der Kommunion unter beiden Gestalten. Der Laienkelch war nach den Erasmianern, die in Düsseldorf am Hof des Herzogs großen Einfluß hatten, eine Rückkehr zum Urchristentum; die Protestanten förderten ihn als Schritt zur Reformation. Das Volk, eine Zeitlang dafür eingenommen, lehnte ihn dann ab, da es Kelch oder nicht mit Luthertum bzw. katholischer Kirche gleichsetzte. Die sich auf sorgfältiges Quellenstudium stützende Pfälzer Kirchengeschichte (*Ludwig Stamer*: Kirchengeschichte der Pfalz III/1, Das Zeitalter der Reform 1556—1685. [263 S.] Speyer 1955, Pilger-Verlag, Hln. DM 15,—. Das Archiv für Mittelrhein. Kirchengeschichte Band 6, Speyer 1954, Jaegersche Buchdruckerei, DM 12,—, bietet einige Ergänzungen) zeigt anschaulich die religiöse Lage des jetzigen Bistums Speyer am Ende der eigentlichen Reformationszeit. Groß war die Gefährdung durch die Habsucht der Fürsten, die mehr die Region als die Religion wollten. Eine Ausnahme bildete fast allein der Markgraf Wilhelm von Baden-Baden, dessen Vater zur katholischen Kirche zurückgekehrt war. (Enkel Wilhelms war der Türkenlouis, von dem die geschichtlich, kunstgeschichtlich und erzählerisch reizvolle Festschrift berichtet. *Kraemer, H.*: Der Türkenlouis, Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden 1655—1707. Karlsruhe 1955, S. Braun, Ln. DM 6,40.) Schlimmer waren noch die inneren Nöte, hervorgerufen durch den schlechten Klerus und die religiös verwilderte Bevölkerung. Es ist aber ein Trost zu sehen, wie zuerst wenige fromme Männer des Speyerer Stiftes, im Verein vor allem mit den Jesuiten und Kapuzinern, eine Wandlung hervorbrachten. Störend wirkt sich freilich oft genug das Ringen um weltlichen, vielseitig bedrohten Kirchenbesitz aus. Trotz des Dreißigjährigen Krieges stärkte sich der Glaube des Landes. Zu den Protestanten fand man oft ein freundschaftliches, tolerantes Verhältnis.

Eine Freiburger Studie ist dem Ende der Fürstabtei St. Gallen gewidmet (*Meier, Alfred*: Abt Pankraz Vorster und die Aufhebung der Fürstabtei St. Gallen, *Studia Friburgensia* 8. [431 S.] Freiburg/Schweiz 1954, Universitätsverlag, kart. DM 17,—). Die durch die Französische Revolution auch in der Schweiz geförderte demokratische Bewegung verwandelte schon vor der Wahl Vorsters 1795 die absolute Herrschaft des Fürstabtes in eine konstitutionelle. In ihrem Weiterwirken führte sie zur Beseitigung der geistlichen Herrschaft, wobei die französische Besetzung beschleunigend wirkte. Abt Vorster hielt die Souveränität für ein ihm von Gott verliehenes Amt, um das er mit allen Mitteln kämpfte. Dadurch entzweite er sich mit seinem Konvent, der religiös vorzüglich gesinnt war und ihm als Abt ergeben blieb. Die Haltung des Abtes verhinderte auch starke Kräfte des Volkes, das Kloster zu erhalten und machte den größten Staatsmann des Fürstentums, den aufgeklärten Müller-Friedberg, zu seinem Gegenspieler. Am 8. Mai 1805 hob der große Rat das Kloster auf, am 2. Juli 1823 erfolgte auch seine kanonische Aufhebung. — Die breitangelegte Studie macht die tragische Gestalt des Abtes sichtbar, ist darüber hinaus ein — mahnendes — Beispiel für die Verquickung des Weltlichen und Geistlichen und zeigt, wie allmählich die Sachgebiete in ihrem Eigenrecht erkannt wurden. Es hätte noch mehr betont werden müssen, wie der Mangel an der Verbindung des Klosters mit dem Mittelpunkt der Kirche nicht schon früher einen Weg der Versöhnung finden ließ und das zum mindesten teilweise Unrecht der demokratisch-gesinnten Bevölkerung überbrückte. Die Arbeit ist ein wertvoller Beitrag für die Geschichte der äußeren Gestaltung und inneren Entwicklung der Schweiz, für die Erkenntnis der Geistesbewegung der ersten Jahrzehnte nach 1789 und schließlich für das Verhältnis von Staat und Kirche überhaupt.

Während *Helmut Holzapsel* auf Grund der Jahresberichte der Jesuiten die Tätigkeit der katholischen Kirche unter den zahlreichen Söldnern Dänemarks und Schwedens unter seelsorglicher Rücksicht behandelt und dabei die rechtliche Stellung der Kirche nur nebenbei erwähnt, ist die Untersuchung *Arne Palmqvists* ein Werk nicht bloß einer außergewöhnlichen Objektivität, sondern auch allseitiger Darstellung. (*Holzapsel, Helmut*: Unter nor-

dischen Fahnen. Die Militärseelsorge der Jesuiten in den nordischen Ländern im XVII. und XVIII. Jahrhundert. [235 S.] Paderborn 1955. Bonifatiusdruckerei, kart. DM 7.20. — *Palmqvist, Arne*: Die römisch-katholische Kirche in Schweden nach 1781. I. Das Apostolische Vikariat 1783—1820. [508 S.] Uppsala 1954, Almqvist und Wikseels, brosch. skr. 24,—.) Allerdings kommt die Betrachtung der unmittelbaren, tatsächlichen Seelsorge, die bei Holzapfel zuweilen zu ergreifendem Nacherleben wird, etwas zu kurz. Ausgehend von der Bewegung der geistigen Anschauungen im 18. Jahrhundert sehen wir, wie Aufklärung und nationalkirchliche Anschauungen auch in Schweden zu einer anderen Haltung der Regierung führen. Der König erläßt ein Toleranzdekret, auf Grund dessen 1783 ein Apostolisches Vikariat errichtet wird. Es ergeben sich manche Schwierigkeiten: die Stellung des Vikars zu den bisherigen Gesandtschaftsgeistlichen, die persönlichen Reibereien der Geistlichen selbst, das Verhältnis zu der schwedischen Kirche, insbesondere in der Mischehenfrage, und damit auch zur Regierung. Im allgemeinen wirkt die Aufklärung mäßigend auf die Gegensätze ein, läßt die Priester aber nur in einem beschränkten Rahmen wirken. Unklugheiten des allzu stürmischen ersten Apostolischen Vikars und die Revolution bewirken eine Isolierung von Rom; die geldliche Beihilfe fehlt; die Zahl der Katholiken mindert sich. Erstaunlicherweise unterstützt der Staat die Vikare und ihre Tätigkeit, freilich im alten Rahmen der *Ecclesia tolerata*. Im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts wird die Haltung der Lutheraner etwas schärfer, bedingt durch die aufwachenden nationalen Gedanken, das Lutherjubiläum, die Restauration des Papsttums, dessen Untergangs man schon sicher gewesen war. Man erwartet mit Spannung den 2. Band dieses hervorragenden, reiche Quellen ausschöpfenden Werkes.

Unser allgemeines Wissen über das Jahr 1848 muß durch Einzeluntersuchungen gesichert und gegebenenfalls berichtigt werden. Repgen stellt fest (*Repgen, Konrad*: Märzbeziehung und Maiwahlen des Revolutionsjahres 1848 im Rheinland. [381 S.] Bonn 1955, L. Röhrscheid, kart. DM 30,—), daß am Rhein die Wirkung der Nachrichten aus Frankreich nicht so schnell und entschieden erfolgte wie in Süddeutschland. Er beginnt seine Darstellung mit der Tätigkeit der bisherigen politischen, liberalen Führer aus den Wirtschaftskreisen (Mevisen, Hansemann, Camphausen, v. Beckerath usw.).

Was genau in den einzelnen Fällen des Rheinlandes im Volk vorging, läßt sich aus den von R. benutzten Quellen nicht sicher bis ins kleinste feststellen. Er scheint uns auch nur ein schwaches historisches Feingefühl zu besitzen, so daß er sich in die Seelenlage der Zeit und des Volkes nicht genügend einleben kann. Er verweilt allzusehr bei den formulierten Anträgen und überschätzt sie wohl auch. Das Volk, das im ganzen bisher politisch uninteressiert war und höchstens die antikatholische Politik Preußens (Kölner Ereignis) beklagte, zeigte nur in Trier die allgemeine Belebung des vaterländischen Gefühls und eine stärkere Ablehnung Preußens. Die Ergebnisse der Wahl erwiesen dann, daß die bisherigen liberalen Führer das Volk weit weniger hinter sich hatten, als sie glaubten. Politische Parteiprogramme gab es 1848 kaum. Abgesehen von den liberalen Wirtschaftsforderungen und dem radikalen Freiheitsstreben einer Minderheit wurde der Großteil des Volkes doch von der Religion bestimmt. Die Tatsache, daß die Revolution gegen das religiöse Gefühl war und dies auch durch religionsfeindliche Äußerungen der Liberalen und Revolutionäre in Erregung geriet, brachte es mit sich, daß in den Städten und besonders auf dem Land die Geistlichen als Ratgeber aufgefordert wurden, die Führung übernahmen und die Wahlen fast überall den Sieg katholischer Kandidaten und, was nicht geringzuschätzen ist, der früheren politischen, liberalen Führer herbeiführten, die sich durch ihren Charakter, ihre Leistungen und ihre religionsfreundlichen Erklärungen empfahlen. Man kann diese Bewegung „politischen Katholizismus“ nennen. Doch ist das Wort durch seine spätere Sinngebung so belastet, daß wir es lieber vermieden sähen. R. hebt mit Recht hervor, daß die „soziale Frage“ bei dem konservativen Volk und seinen Führern eine große Rolle spielte und sogar schon die Gewinnbeteiligung der Arbeiter gefordert wurde (159).

Als Frucht jahrelangen gelehrten Fleißes und Scharfsinns legt *Stefan Lösch* ein Werk

vor (Döllinger und Frankreich. Eine geistige Allianz 1823—1871. Im Licht von 56 meist unbekanntem Briefen, mit zwei Döllingerbildnissen nebst Döllinger-Bibliographie. [568 S.] München 1955, C. H. Beck, kart. DM 30,—), das weit über den Titel hinaus nicht nur die persönlichen Beziehungen Döllingers zu Frankreich (u. a. Lamennais, Montalembert, Eckstein, Maret, Dupanloup) darstellt, sondern auch die Geschichte seiner Werke, den Anteil am deutschen und französischen Geistesleben und seine Haltung zum Vaticanum. L. hat dazu nicht nur die einzelnen Briefe reich kommentiert, sondern auch eine lange Einführung (1—371) geschrieben. Er konnte manche Irrtümer berichtigen, Dunkelheiten erhellen, Vermutungen zur Sicherheit erheben, das Gewebe der Beziehungen verdichten. Das Buch kann jedoch den Eindruck erwecken, als ob im Vaticanum die menschlich und wissenschaftlich bessere Sache der geschickteren Taktik, dem Einsatz der moralischen Macht und der großen Zahl der wissenschaftlich Minderbemittelten unterlegen sei. Das war jedenfalls die Meinung Döllingers, und L. setzt sich vielleicht nicht genügend davon ab. Die Kirche als Stiftung Christi ist nach dem Gesetz des Wachstums in diese Zeit eingefügt und unterliegt allezeit der Gefahr der Verfestigung und Vereinseitigung durch die Zeitverhältnisse. Die liberalen Katholiken Frankreichs und auch Döllinger sahen, so dankenswerter Weise sie für die Freiheit der Kirche vom Staat kämpften, diese mehr als eine demokratische Gemeinschaft und übertrugen aus Abneigung gegen den Absolutismus die neuen demokratischen Gedanken auch auf die religiöse Ordnung. In diesem Augenblick einer neuen Selbsterkenntnis der Kirche blieben sie bei den politischen und sozialen Anschauungen ihrer Zeit stehen. Döllinger insbesondere, in der Tat doch mehr ein Genie der Rezeptivität und Kritik, wie Riehl ihn nannte, wurde durch die Fülle und Allseitigkeit seines Wissens, die Kenntnis der von ihm aufgenommenen Gedanken und die scharfe, überall das Schwache und Unzureichende sehende Kritik so befangen, daß er keinen freien Blick mehr für das Ganze und die hauptsächlich theologischen Gründe behielt. Hinzu kommt seine persönliche Begrenzung, die L. freilich nicht recht wahrhaben will. So liebevoll und herzlich Döllinger im menschlichen Bereich sein konnte, so kühl, scharf und herzlos war er im hohen Bereich seiner Gelehrtheit, deren er sich sehr, allzusehr bewußt war. Auch seine Bildnisse verraten einen unheimlichen Zug, den L. allerdings verneint. Das tragische Schicksal Döllingers und seiner Teilnahme an einem dramatischen Geisteskampf, wie ihn nicht alle Jahrhunderte kennen, und auch der Sieg der höheren Wahrheit trotz allem Menschlichen, was die nach ihr Strebenden an sich haben mögen, tritt über der notwendigen Kleinarbeit der Wissenschaft und infolge einer offenbar großen Hinneigung zu Döllinger vielleicht allzusehr zurück.

Der Siebenjährige Krieg berührte, wie *Paul Meyer* aus den Quellen nachweist (*Zeitgenössische Beurteilung und Auswirkung des Siebenjährigen Krieges [1756 bis 1763] in der evangelischen Schweiz*. Basel 1955, Helbing und Lichtenhahn, sfr. 10,55), die evangelische Schweiz nur insofern unmittelbar, als Schweizer Söldner meist auf Frankreichs Seite kämpften. Doch brachte der Krieg große innere Auseinandersetzungen. Meist stehen die Evangelischen (hauptsächlich werden Basel, Bern, Zürich behandelt) auf seiten Preußens gegen England, Frankreich, Rußland, Österreich. Der Krieg wird als Religionskrieg aufgefaßt, und es kommt sogar zum blinden Kriegsalarm gegen die katholischen Kantone. Begeistert ist man vor allem für Friedrich II., der als Soldat und als Philosoph gefeiert wird. Hier macht sich schon die Aufklärung bemerkbar. Gegen Ende des Krieges ist die Sehnsucht nach Frieden die herrschende Stimmung und das verstärkte Gefühl vaterländischer Eintracht trotz des Zwiespaltes der Konfessionen.

Die bis in das 19. Jahrhundert hinein kaum beachtete Kirchengeschichte des Ordericus Vitalis (1075—1142) wird von *Hans Wolter* (*Ordericus Vitalis, Ein Beitrag zur Kluniazensischen Geschichtsschreibung*. [252 S.] Wiesbaden 1955, Franz Steiner, Ln. DM 18,—) einer genauen Untersuchung unterzogen. Nachdem W. das Bild der von Kluny geprägten monastischen Welt entworfen, die Überlieferung des Geschichtsbuches feststellt, die Geschichte des Klosters Saint Evroul in der Normandie und das Leben des Ordericus, der hier 57 Jahre zubrachte, geschildert hat, unterzieht er das Buch einer genauen Prüfung. Die

Motive, die kritische Methode, Sprache und Stil, Struktur und Gehalt werden genau untersucht. Es zeigt sich, daß Ordericus von einem einheitlichen Geschichtsbewußtsein getragen ist, das alles Geschehen, Geistliches, Weltliches, Verfassungs-, Rechts-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte der Ordnung Gottes unterwirft, in der der Normannenstamm und sein Wirken, aber ebenso Papst und Kaiser als die tragenden Mächte, der Ritter als abendländische Gestalt, die kluniazensische Dynamik als europaformender Geist zusammenwirken. „In staunenswerter Weise“, so sagt W., „wächst aus vielen Völkern des Westens ein Volk zusammen.“ Bevor die Einheit von Priestertum und König auseinanderbricht, findet die große mittelalterliche Einheit in Ordericus noch einen monumentalen Darsteller. —

Auf dem internationalen Bernhard-Kongreß in Mainz 1953 (*Lortz, Joseph: Bernhard von Clairvaux, Mönch und Mystiker. Internationaler Bernhardkongreß Mainz 1953. [245 S.] Wiesbaden 1955, Franz Steiner, Ln. DM 20,80*) wurde die Bedeutung des Heiligen der Gegenwart nahegebracht. Die Einleitung von Lortz, die einige Fragen der Bernhardforschung und ihre besonderen Schwierigkeiten andeutet, die verschiedenen Referate beweisen sie. Abgesehen von den quellen- und geistesgeschichtlichen Untersuchungen sind vor allem die Beiträge von *P. Congar O.P.* über die Ekklesiologie des Heiligen und von *E. Kleineidam* über das Verhältnis von Wissen, Wissenschaft und Theologie bei Bernhard wichtig.

Mit einer außerordentlichen Sachlichkeit haben einige österreichische Autoren unter Führung von H. Benedikt die Geschichte der Republik Österreich von 1918 bis zur Gegenwart geschrieben (*Benedikt, Heinrich: Geschichte der Republik Österreich. [630 S.] München 1954, R. Oldenbourg, Ln. DM 22,50*). Abgesehen von *St. Verosta*, der den etwas fragwürdigen Versuch unternimmt, diese Geschichte als rechtliche Kontinuität zu erweisen, und *Fr. Thalmann*, der eine reichbelegte Wirtschaftsgeschichte dieser Zeit schreibt, gibt der Band zwei ausführliche Darstellungen über den geschichtlichen Ablauf (*W. Goldinger*) und die politische Struktur, d. h. die Geschichte der drei Parteien, der Christlich-sozialen, der nationalen Parteiengruppe und des Sozialismus. Der erste Beitrag, der in Einzelheiten naturgemäß noch verbessert werden kann, krankt etwas an der Überfülle der Tatsachen, die hier und da in ihrer Häufung einen klaren Durchblick verwehren. Es fehlen wohl auch einzelne wichtige Gesichtspunkte. So kommt der Einfluß und das Warnbild „des roten Wien“ als Ursache vieler Einzelentscheidungen, ja der ganzen Richtung der Bundesregierungen, zu denen die sozialistische Partei bald in Opposition stand, nicht genügend zur Geltung. Dergleichen scheint uns die Tätigkeit der beiden letzten Kanzler, Dollfuß und Schuschnigg, nicht genügend klar zu sein. Am wichtigsten ist der Beitrag von *A. Wandruszka* (Österreichs politische Struktur). Trotz des Einspruches von E. K. Winter (Hochland 47 [1955] 536—552) zeichnet er sich durch die Durchsichtigkeit und Tiefe und die Allseitigkeit seines Blickes aus. Wenn man wohl auch die Verbindung der drei in Frage kommenden Gruppen mit Schönerer für mehr äußerlich halten wird, so sieht der Verfasser sowohl die Ausgangsstellungen wie die Entwicklung und Verhärtung der Parteien richtig. Man kann sogar sagen, daß hier Wesenseinsichten zutage gefördert werden, die für die Entwicklung der Parteien außerhalb Österreichs, für Deutschland sowohl wie für die europäischen Staaten überhaupt bedeutungsvoll sind. Wenn W. feststellt, daß nach 1945 die Ideologien zurücktreten, so wird damit wohl eine nur vorübergehende Tatsache genannt. Winter (538) hat recht, wenn er diese „Entideologisierung“ nur als situationsbedingte Stagnation gelten läßt.

Bei den Verhandlungen über die Reichsgründung gewann Bismarck 1870 die Zustimmung Bayerns durch den Vorschlag, einen Ausschuß des Bundesrates zu gründen, der von Bayern einberufen wurde und in dem Bayern, Sachsen, Württemberg und zwei andere vom Bundesrat zu bestimmende Mitglieder, nicht aber Preußen vertreten waren, um von der Reichsregierung über die auswärtigen Angelegenheiten unterrichtet zu werden. Die Tätigkeit dieses Ausschusses (VIII) untersucht *Ernst Deuerlein* in einer sorgfältigen, breit angelegten Studie, zu der er aber die Berliner Akten nicht benutzen konnte: (Der Bundesratsaus-

schuß für die auswärtigen Angelegenheiten 1870—1918. [346 S.] Regensburg 1955, J. Habel, Ln. DM 24,—.) Bismarck suchte diesen Ausschuß völlig auszuschalten. 1871 wurde er viermal einberufen, zu seiner Konstituierung und zur Behandlung nebensächlicher Angelegenheiten. Erst 1879 trat er wieder zusammen. Nach dem Sturz Bismarcks berief ihn Bayern 1900, 1905, 1908—1911 jährlich einmal, 1912 zweimal und 1913. Während des Krieges hielt er 15 Sitzungen. Er war als Sonderrecht Bayerns und als Ausdruck des Föderalismus gedacht. Die zunehmende Unitarisierung der Politik und der Widerstand der Zentralgewalt, verbunden mit einer Lässigkeit und Vergrämung der Bayerischen Regierung bewirkten, daß er ohne Einfluß blieb. Da der Reichstag durch die Verfassung keine Möglichkeit zur Einwirkung auf die Außenpolitik hatte, suchten vielfach gerade die Abgeordneten den Ausschuß zu beleben, damit er sozusagen eine Kontrolle der Reichsregierung ausübe, was formal nicht zu seinen Befugnissen gehörte. Auch in der Presse, soweit sie sich nicht über das Versagen dieser Einrichtung lustig machte, erschienen immer wieder Äußerungen, die eine lebendigere Tätigkeit des Ausschusses im Sinne einer demokratischen Sicherung der Außenpolitik wünschten. Je fragwürdiger diese erschien, desto mehr drängten die Bundesstaaten auf die Berufung des Ausschusses. Infolgedessen trat der Ausschuß nach 1908 jährlich wenigstens einmal und während des Krieges öfters zusammen. Es kam dabei nicht nur zur Entgegennahme von Mitteilungen; auch eigentliche Beratungen füllten die Sitzungen, wenn der Ausschuß auch keine Beschlüsse fassen konnte. Aber jetzt war es zu spät, die einzige in der Reichsverfassung von 1871 vorgesehene Möglichkeit einer Einwirkung des Volkes auf die Außenpolitik, wenigstens durch die wichtigsten Länderregierungen, auszubauen. Die Schuld tragen sowohl der absolute Bismarck und seine Nachfolger wie die Verdrossenheit der Ausschußstaaten, insbesondere Bayerns.

Der Ausschuß für auswärtige Angelegenheiten war eine Form (Kümmerform) eines dem Gesamtstaat untergeordneten, von den Bundesstaaten ausgehenden und über sie vielleicht auch demokratisch zu gestaltenden Einflusses des Volkes. Wenn er versagte und dadurch die zweifellos bestehende Möglichkeit, die politische Entwicklung mitzubestimmen, nicht ausgenutzt wurde, so ist es für den demokratischen Staat der Gegenwart von größter Wichtigkeit, den Gefahren der alten Verhältnisse zu entgehen. Es ist aber verständlich, daß auch der heutige Staatsbegriff weithin noch aus der Vergangenheit bestimmt wird. In diesem Zusammenhang ist die Schrift von *Thomas Ellwein* wichtig, die in einer rechtshistorischen Untersuchung die aus dem 19. Jahrhundert stammenden Staatsbegriffe darlegt. (Das Erbe der Monarchie in der heutigen Staatskrise. Zur Geschichte des Verfassungsstaates in Deutschland. [399 S.] München 1954, Isar-Verlag, Ln. DM 17,80.) Wortreich und nicht immer mit der nötigen Klarheit geht der Verfasser von den Anfängen des deutschen Verfassungsstaates aus. Er stellt fest, daß das deutsche Staatsdenken fast nur die beiden Endpole, Individuum und Staat ganzes kennt, und daß ein Dualismus besteht zwischen Staat und Volk, das auch in der konstitutionellen Monarchie keinen wahren Einfluß hatte. Die Regierung, d. h. die Monarchie sammelte in sich alle Autorität und war der eigentliche Rechtsträger. Sie verstand es, durch die Verwaltung und durch Rechtsverordnungen weithin die gesetzgeberische Macht der Parlamente auszuschalten. Durch dieses Erbe war auch der Staat von Weimar belastet und auch der gegenwärtige Staat ist dadurch bedroht. Der Versuch Gierkes, ein genossenschaftliches Denken in die Rechtswissenschaft einzuführen, mißlang. Gierke war, wie Ellwein meint, auch nicht konsequent und schrieb der Monarchie doch die gleiche Autorität zu wie die anderen Staatsdenker. Er selbst erwähnt zwar auch einmal den „vorstaatlichen Raum“ (345), spricht auch von einem genossenschaftlichen Gemeinwesen (353), aber den, wie uns scheint, grundsätzlichen Standpunkt, daß dem Staat nur das Individuum gegenüberstehe und daß alle Gemeinschaftsbildungen nur durch den Staat rechtliche Bedeutung bekämen, teilt auch er. Das Prinzip der Subsidiarität kennt er nicht. Doch ist es sein Verdienst, darauf aufmerksam gemacht zu haben, daß die Krise des heutigen Staates durch das Fortleben der durch Stahl u. a. aufgestellten und wirksamen Staatstheorien bedingt ist.

Hubert Becher S.J.